Der Sieger.

Roman von Hans Tomicki.

(4. Fortsetzung.)

2. Kapitel.

Der Sommer hielt in Brandenburg an. In der Luft lag eine feierliche Geschäftigkeit, in der langen Tafel, worin Stammgäste der alten Gewerbeschule und Offiziere. Es ist bereits Schwüle nach Mitternacht war, wollte keiner an den Aufbruch denken. Man saß so gemütlich beisammen und bei dem guten alten Rotwein und dem Pfungstädter Bier der Wirt alle Ehre an.

Als man aber die alte Uhr zum Schlage aufholte und verkündete, daß die Geisterstunde vorüber wäre, da erhob sich einer der Herren mit kurzem Gutschluß von seinem Platze. Es war der Rechtsanwalt Dr. Walter Borchardt aus Berlin, der seine schlanke, sehnige, hohe Gestalt jetzt zur vollen Größe emporrichtete und sich mit der Rechten über den wohlgepflegten blonden Schnurrbart strich.

Von allen Seiten rief man ihm zu, daß er noch bleiben, daß er noch eine letzte Flasche von dem guten Rotwein mit den anderen leeren möge. Ja, der dicke Stadtrat hielt ihm ein frischgefülltes Glas trinkfertig zum Munde. Aber Dr. Borchardt verbeugte sich ablehnend und sagte:

„Nein, meine Herren, ich danke Ihnen. Ich weiß genau, wieviel ich mir zumuten darf. Ich habe die Absicht, möglichst bald nach Berlin und ins Bett zu kommen, denn ich muß morgen früh um 9 Uhr bereits einen Termin wahrnehmen — — Pardon — ich meine natürlich heute früh um 9 Uhr", verbesserte er sich. „Es ist ganz ausgeschlossen. . . tatsächlich, meine Herren, so reizend Ihre Gesellschaft war. . .

„Stehen Sie auf, lieber Haake", wandte er sich an einen jüngeren Herrn, der wenige Plätze von ihm entfernt saß. „Sie als glücklicher Rentier möchten natürlich am liebsten bis in den hellen Morgen hinein pokulieren."

„Aber es ist a sowieso gleich morgen", rief einer der Herren vom Kopfende der Tafel. „Warten Sie doch lieber ab, bis es hell ist, damit Ihnen mit Ihrer Benzinkarre bis Berlin nichts zustößt."

„Seien Sie ohne Sorgen, Doktor, meine Hand ist genau so sicher am Steuer, als wäre ich soeben frisch gestärkt aus meinem Morgenbad gekommen. Und dann — kenne ich ja so ziemlich diesen Katzensteg zwischen der großen Seestadt Brandenburg und der Ortschaft Preußisch-Berlin, so daß Sie sich darüber keine grauen Gedanken machen brauchen. Los, Haake, wir fahren."

Dr. Fritz Haake, Privatgelehrter, in der glücklichen Lage, von seinen Renten zu leben und wie der Rechtsanwalt ein beginnender Dreißiger, erhob sich bedeutend schwerfälliger als der Rechtsanwalt von dem Platze und sandte einen langen, sehnsüchtigen Blick auf die stattliche Batterie von leeren und gefüllten Flaschen, welche die Tafel bedeckten.

Das war wieder einmal eine fröhliche Sitzung gewesen. Dr. Walter Borchardt hatte auf einer Automobiltour, von Magdeburg nach Berlin zurückkehrend, in Brandenburg alte Freunde getroffen. Leute, die dort Führer der kräftig aufblühenden Industrie waren. Er hatte sich im anziehenden Gespräch mit ihnen zusammengefunden und die Stunden waren darüber fast unbemerkt verflossen. Aus einer Flasche waren mehrere geworden. Aber man mußte es dem Rechtsanwalt lassen, daß er der bei weitem mäßigste in diesem Kreise gewesen war.

„Wenn ich meinen Wagen steure, wenn vierzig Pferdekräfte von meinem Fingerdruck abhängig sind, bin ich für den Alkohol nicht zu haben", pflegte Dr. Borchardt zu sagen. Und so hatte er auch an diesem Abend im Laufe vieler Stunden kaum eine Flasche Wein getrunken, hatte es vielmehr gut verstanden, seinem Freunde Haake einzuschenken, und selber vollkommen nüchtern zu bleiben. Und so konnte er wohl behaupten, daß er so frisch und nüchtern wie nur an irgendeinem Morgen sei, während seine Umgebung sich in recht gehobener Stimmung befand.

Ein allgemeines Stuhlrücken und Händedrücken erfolgte. Die Kellner und der Piccolo brachten die Automobilmäntel, Kappen und Schutzbrillen, halfen diensteifrig dem Herrn Rechtsanwalt und dem Herrn Doktor Haake in ihre diversen Umhüllungen, da die Nacht trotz des vorangegangenen warmen Tages doch noch recht kalt war. Und dann begaben sich die beiden nach einem letzten Händedruck zu dem vor der Tür des Hotels bereits seit dem Nachmittag stehenden großen Tourenwagen, den der Rechtsanwalt als sportliebender Automobilist seit längerer Zeit sein eigen nannte.

Die großen Scheinwerfer wurden von dem Rechtsanwalt und seinem Freunde erleuchtet. Geräuschlos und Zischtöchen der Gasse, die infolge der stets Herausgeschlossenen auch die Gasse waren, waren beseitigt, um ihn für eine Kleinigkeit immer noch aufregenden Verkehr eines Automobilfahrt gefährdet zu bewahren. Dann legte sich der Rechtsanwalt hinter das Steuer, ging die letzten Lebensmittelkiste an, nahmen sein Freund den Motor anfurbelte.

Einmal — — zweimal — — noch glühte der Magnet nicht — auf!

„Nochmals, Haake", kommandierte der Rechtsanwalt, und mit aller Kraft warf jener den Motorfurbel nochmals herum und dann ertönte das für das Herz jedes Automobilisten erfreuliche gleichmäßige Geräusch des anlaufenden Motors.

Jetzt sprang Haake von der Straßenseite her auf den Platz neben dem Führersitz und dann trat die weinfröhliche Herrengesellschaft aus dem hellerleuchteten Hausflur, hielten weingefüllte Gläser in der Hand und huben mehr als schön an zu singen:

„Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus!"

Vom Automobil her schallte ein kräftiges „Gute Nacht!"

Ein lautes „Prosit, gute Fahrt, Autoheil!", „Danke sehr, auf Wiedersehen, meine Herren!" dann machte das Automobil einen Sprung nach vorwärts wie ein Hund, der den nächsten Knochen erhaschen will, noch einen Sprung und die Fahrt begann.

Noch mehrere Sekunden tönte den Automobilisten aus den sangesfrohen Kehlen ihrer guten Bekannten die letzten Töne nach — dann verklangen die Laute — die Stille des im tiefen Schlaf ruhenden idyllischen Havelstädtchens umfing sie.

Noch einige Gassen und Straßen mußte der Wagen in langsamem Tempo durchfahren — endlich war die Stadtgrenze erreicht — in weitem Halbgrau lagen die Felder zu beiden Seiten — nach links ein Widerblinken des Himmels von den Havelfluten — ein hellerer Schein, und nun schaltete der Rechtsanwalt den schnellen Gang ein und gab volles Gas in den Motor. Der mächtige Wagen begann im Sechzigkilometer-Tempo nach Berlin zu rollen.

Schweigsam, fast mit dem Steuer in eins verwachsen, wie es seine Gewohnheit war, die Augen unentwegt scharf auf die Chaussee gerichtet, um ein etwaiges Hindernis in der Fahrtrichtung bei dem schnellen nächtlichen Tempo rechtzeitig wahrzunehmen, saß der Rechtsanwalt.

Sein Freund dagegen hatte die Hände in die Taschen des dicken englischen Ulsters vergraben und sich trotz der schnellen Fahrt eine Zigarre angezündet.

Die stob oftmals bei dem starken Luftzug die Funken wie einen kleinen Sprühregen hinter sich. Einmal, als dieser Funkenregen sich zu stark ergoß, meine der Rechtsanwalt:

„Haake, nehmen Sie den Glimmstengel fort. Sie wissen, daß man während der Fahrt nicht rauchen soll. Sie alter Seedampfer werden mir noch den Ulster und womöglich das Leder vom Wagen verbrennen."

Der Angeredete schüttelte den Kopf.

„Nee, Doktor — den Genuß müssen Sie mir lassen. Sie wissen, ohne Tabak bin ich nur ein halber Mensch. Ich habe außerdem soviel von diesem guten Wein zu mir genommen, daß ich eigentlich nur noch liegend aufzubewahren bin. Wenn ich die Zigarre nicht im Munde behalte, bin ich bis Potsdam eingeschlafen."

Der Rechtsanwalt brummelte irgend etwas, was Haake bei der schnellen Fahrt nicht verstehen konnte, und ließ das Tempo auf siebzig Kilometer steigen.

Taktmäßig trommelte der Motor — daneben war nur ein leichtes, hastiges Schlippen und Rollen der Pneumatiks auf dem Kies der Chaussee zu hören.

Und außerdem redeten die Bäume an der Landstraße. Schattenhaft sausten sie an dem Kraftwagen vorüber und husch! husch! sagte jeder Baum, der passiert wurde. Denn auch die Bäume gewinnen Sprache, sobald ein Kraftwagen mit mehr als sechzig Kilometer an ihnen vorbeieilt.

Das wußte der Rechtsanwalt schon lange und kümmerte sich wenig darum. Desto schärfer war sein Blick nach vorn gerichtet, denn er kannte die schlechte Angewohnheit der Werderschen Obstbauern, des Nachts mit unbeleuchteten Marktwagen nach Potsdam und Berlin hineinzufahren. Und der Rechtsanwalt Dr. Walter Borchardt hegte zwar den sehnlichsten Wunsch, recht bald in sein Bett in seiner in der Grunewaldkolonie gelegenen Villa zu kommen. Aber er hegte daneben auch den brennenden und durchaus berechtigten Wunsch, jede Karambolage mit einem dieser unbeleuchteten Fuhrwerke zu vermeiden. Darum fuhr er zwar schnell, aber er spähte auch mit schärfster Aufmerksamkeit über die Straße nach vorn, bis von den nächtlichen Gebäuden des Schlosses Sans Souci Potsdam die grell erleuchtet wurde.

Robert erzählt es von Dr. Haake. Je den Jahren hat der gute Rechtsanwalt Haake ein wenig zu rasieren und allerlei Gebrauchsgegenstände Kopf.

Wie es nicht sein wollen, wenn dem Wagen bei diesem für eine nächtliche Zeit immerhin recht scharfen Tempo ein Unfall zustieße.

Es war so nicht während der Automobilfahrt mit dem Wagen Zeit genug hatte, an irgend welche Rettung zu denken? Oder ob der Gedanke Unglücks gar sich gingen? Es war ich weiß den Kopf an einem Eisenpfeiler und erschien Arbeiten Chauffeurhäuse bereits geschehen hätte, wenn man es recht merkte?

Wie er fuhr zu sehen Dr. Borchardt, den er schon seit Monaten auf seinen Tourenfahrten begleitet hatte, und spürte bei diesem Gedanken ein Gefühl absoluter Sicherheit. Tatsächlich sah der Rechtsanwalt zu dem Steuer, wie in einem Glas mit diesem verschmolzen. Und dann merkte Dr. Haake, daß er beinahe eingeschlafen wäre und schleunigst setzte er eine neue Zigarre an seinem schief niederbrennenden Stummel in Brand.

Jetzt kam Potsdam.

Tief verschlafen. So still, als ob die Stadt überhaupt noch niemals nichts Leben besessen hätte.

Dr. Haake dachte an eine jener uralten, längst verlassenen Ruinenstädte von Aegypten und Babylonien, während der Wagen durch das Berliner Tor rollte.

Kein Laut. Nichts, gar nichts.

Selbst die Schildwachen, die hier und da in der militärreichen Stadt aufgestellt waren, erinnerten Haake mehr an die seelige, köstliche Biedermeierzeit, als an das moderne zwanzigste Jahrhundert.

Selbst der Nachtwächter schlief.

Kaum waren diese Gedanken durch sein Gehirn gezogen, so war der Wagen auch schon durch Potsdam hindurch und fuhr jetzt in geradem Ziel in den Grunewald hinein.

Der Morgenwind begann bereits aufzubrisen, und durch die hohen Wipfel der Föhren ging es wie das Rauschen einer Meeresbrandung.

Tiefes Dunkel hüllte die Waldchaussee ein, scharf biß sich das Licht des Scheinwerfers auf den Weg, die Kiefernstämme in dem Licht gespenstisch aufleuchten lassend.

Plötzlich sahen Haakes Augen auf der Chaussee weit vor sich ein Lichtpünktchen glimmen. Wahrscheinlich ein Bauernwagen, der zur Stadt fuhr. Die mußten ja um diese nachtschlafende Zeit bereits unterwegs sein. Außerdem war es doch mindestens drei Uhr morgens.

Auch der Rechtsanwalt faßte das Licht scharf ins Auge und sagte jetzt zu Haake, ohne den Kopf aus der Fahrtrichtung zu wenden:

„Scheint ein Milchpantscher zu sein." Im nächsten Moment ließ er das weit hallende Hupensignal des Wagens ertönen, um möglichst ohne Aufenthalt an dem Hindernis vorbeizukommen.

Aber dann — unwillkürlich zog der Rechtsanwalt den Geschwindigkeitshebel zurück und mäßigte die Fahrt auf fünfzig, dann vierzig, dreißig und zwanzig Kilometer, und vor ihm das Licht vergrößerte sich von Meter zu Meter, und deutlich erkannten sie beide, daß es auf- und niederschwenkt wurde.

Das war nächtliches Notsignal. Dort war irgend etwas geschehen. Noch weiter fiel die Fahrt ab und jetzt sahen sie, wie sich aus der halben Dunkelheit dort auf der Landstraße in dem Licht ihres voreilenden Scheinwerfers ein Automobil ihnen entgegengeeilt war und ihnen das Notsignal gab.

Jetzt hieß es kameradschaftlich beispringen.

„Halloh, was ist!" rief der Rechtsanwalt, als er neben einem in Chauffeurtracht stehenden Menschen den Wagen bremste.

„Haben Sie ein Steppneyrad für uns zur Verfügung oder einen Mantel"

„Welche Breite haben Sie"

„Hundertundzwanzig Millimeter."

„Hundertundzwanzig Millimeter?"

„Jawohl, Herr."

„Da kann ich Ihnen mit einem Gummimantel aushelfen."

Ein leises „Gott sei Dank", der Rechtsanwalt stieg von seinem Führersitz und ging ein wenig stelzbeinig, wie ein Mensch, der eine längere Fahrt hinter sich hat, zu dem mehrere Meter entfernt stehenden Wagen, während Fritz Haake mit aller Gemütsruhe in dem Automobil sitzen blieb.

Aber er sah dem Rechtsanwalt nach und jetzt erweiterten sich seine Augen, der Rechtsanwalt legte militärisch salutierend die Hand an die fest auf dem Kopf sitzende Lederkappe und sagte bei der großen Nachtstille deutlich für Fritz Haake hörbar:

„Guten Morgen, meine Gnädigste. Ich höre von Ihrem Chauffeur, daß Ihnen ein Pneumdefekt zugestoßen ist."

(Fortsetzung folgt.)

— Genau taxiert. B.: War die Heirat Ihres Vetters eine Vernunft- oder eine Liebes-Heirat?

B.: ⅞ Vernunft, ⅛ Liebe!

Grete Maus.

Skizze von A. Ingram.

Ich bin wirklich Grete Maus, nur ganz gewiß lange, dann hat ich mich auf den Standpunkt in eine Grete Müller verwandelt.

Ich wollte nur Grete genannt werden. Margarete klang mir zu langweilig, Gretchen hieß ich so plötzlich an, und Grete behagte mir sehr nicht.

Mein Name galt mir außerordentlich, besonders die Maus. Ich die Maus, die mich kennen, kennen sich auch herüber. Ich war so klein, so schwach, hatte so viele Schwächen und trug einen langen hageren Zopf, alles paßte vorzüglich.

Doch es kam eine Zeit, wo mir mein Name Kummer bereitete. Wir wohnten im Tiergarten. Ich war damals nicht ganz 10 Jahre alt und besuchte die Schule von Fräulein Gleitreter in der Wendlerstraße. Wenn ich mittags aus der Schule kam, begleiteten mich zwei Kameradinnen ein Stückchen, sie wohnten beiderseits, das letzte Stück mußte ich allein gehen. Ich langweilte mich durchaus nicht, ich sah mir alle Menschen genau an, besonders alle Damen und freute mich sehr, wenn ich eine kannte und ich einen recht höflichen Knix machen durfte. Die meisten lachten mich an, streichelten mich, schenkten mir Süßigkeiten, kurz ich fühlte mich getragen von der allgemeinen Sympathie.

Da nahte das Unheil.

An der Ecke der Tiergartenstraße lag ein großer Vorgarten, in dem gewöhnlich mehrere Jungen spielten, lärmten und allerlei Unfug trieben. Ich sah ihnen manchmal ein bißchen zu.

Eines Tages, als ich schon fast vorbei war, schrien mindestens sechs „Grete Maus", ich drehte mich natürlich um, da lachten sie mich alle aus. Ich machte ihnen mein hochmütigstes Gesicht, um ihnen zu zeigen, wie ich sie verachtete, da brüllten sie noch lauter. Ich hatte die Situation schnell erfaßt. Bei den Jungen stand ein langer Primaner, den ich kannte, er war der Bruder von Erna Müller, die bei uns in der ersten Klasse saß. Sicherlich hatte dieser Primaner meinen Namen genannt, und ich fand das sehr häßlich von ihm.

Am nächsten Tage derselbe Spektakel; sobald ich in Sicht kam, schrien sie „Grete Maus", und meine abweisende Miene half wieder nichts. Der Primaner stand diesmal am Fenster und schien zu lachen, ich fing an, ihm zu hassen. Am nächsten Tage ging ich auf der anderen Seite der Straße, da brüllten die Bengels noch lauter.

Meine Qual dauerte also fort, und nur bei Regenwetter hatte ich Ruhe, dann war keiner im Garten, oder ich verkroch mich ganz unter meinem Regenschirm.

Allerlei Neckereien wurden neu erfunden, so schrie eines Tages ein kleiner Lockenkopf: „Du, Grete Maus, wir haben zuhause eine alte Mausefalle, die kannst Du kriegen, da kommen die Mäuse immer wieder raus, wenn sie den Speck abgefressen haben, die kannst Du Dir zu Weihnachten holen."

Es wurde jeden Tag schlimmer, nun kam noch so ein magerer, rothaariger Bengel dazu, das war der gräßlichste von allen, der heulte immer „Grete Mau—au—au—au—aus" mit einem Tonfall, wie Papas Jagdhund, wenn er lange im Pferdestall eingesperrt war. Mir stiegen oft vor Aerger die Tränen in die Augen. Als ich einen Schutzmann an der Ecke sah, faßte ich mir ein Herz und klagte: „Herr Schutzmann, jedesmal, wenn ich hier vorbeikomme, rufen die Jungens immer: Grete Maus."

Doch dem Hüter des Gesetzes fehlte meines Erachtens der nötige, sittliche Ernst, er lächelte nur und meinte: „Det is doch nich so schlimm, kleenes Fräulein.

Eine alte Dame in Trauer, die die ganze Szene beobachtet hatte, sprach mich mit gütigem Tone an, ich sollte mir die Sache nicht so zu Herzen nehmen.

Sie begleitete mich und gab mir eine Hand voll Pralinees, die ihre tröstende Wirkung nicht verfehlten.

Kurz vor unserer Wohnung trafen wir Mama, die sich schon über mein langes Ausbleiben geängstigt hatte. Die beiden Damen machten sich miteinander bekannt, und das Ergebnis war, daß ich einen anderen Heimweg einschlagen durfte, um die verhängnisvolle Ecke nicht zu berühren.

Bald darauf zogen wir in ein anderes Stadtviertel.

Eine lange Zeit war seitdem vergangen. Es mochten wohl 13 Jahre sein, als ich eines Abends einer Einladung meiner Freundin Else Mai Folge leistete. Am Tor vor Mais Villa traf ich einen Herrn, der anscheinend das gleiche Ziel hatte wie ich.

Da ich mich, wie gewöhnlich, etwas verspätet hatte, ging ich rasch die Treppe hinauf, der Fremde immer dicht hinter mir. Es war mir lästig, so verfolgt zu werden, ich beschleunigte mein Tempo noch mehr, mit dem Erfolge, daß ich über den Treppenläufer stolperte. Ich wäre gefallen, wenn nicht der Unbekannte mich mit festem Arme aufgefangen hätte, so erschrak mir kein Leid.

Ich bedankte mich, er bestätigte sich, ohne daß ich ihn Kenntnis nahm, nur sein Landrichter glaubte ich etwas zu hören.

Wir kamen zusammen in Mais Wohnung an. Da wir miteinander sprachen, sahen man mehr an, daß wir Ihna bekannt waren, eine weitere Vorstellung unterblieb daher.

Man bat, ich sofort zum Essen. Die Gesellschaft war sehr zahlreich, nennen wenn Bekannten ich ich zufällig nicht wieder, bis er mich entfernt kam mit ich.

Nachdem die Tafel aufgehoben war, nahmen wir im Salon den Kaffee ein. Am Nebentisch sah unter anderem der Landrichter von der Tanzer. Er sprach vor seinen großen Reisen, was mich nicht sehr interessierte, aber ich hörte doch zu, weil er ein angenehmes Organ hatte und an meinem Tisch die Unterhaltung stockte. Uebrigens sah er auffallend viel zu mir herüber.

Dann wurde von Neubauten und Grundstückskäufen allerlei gesprochen. Der Landrichter erzählte, daß das Haus im Tiergarten, das lange Jahre seiner Mutter gehört hatte, jetzt abgebrochen sei und der wunderbare Garten teilweise bebaut würde. Es wurden dann verschiedene Jugenderinnerungen aufgefrischt, da viele die Gegend kannten.

Ich beteiligte mich an der Unterhaltung an unserem Tisch, bis ich auf einmal wieder die Stimme des Landrichters hörte: „Und so eine niedliche kleine Krabbe ging auf dem Schulweg stets bei uns vorbei, sie hieß Grete Maus, und der Name paßte ausgezeichnet für sie. Als ich den anderen Jungens das sagte, brüllten sie natürlich jedesmal: „Grete Maus", worauf sie uns immer die verächtlichsten Blicke zuwarf und das Näschen rümpfte, um uns anzudeuten, daß wir in ihren Augen ganz minderwertige Halunken wären. Uns machte das enormen Spaß und — —"

Er wollte weiter sprechen, aber das schallende Gelächter von allen Seiten ließ ihn erstaunt abbrechen.

Nun nahm Else, die Tochter des Hauses, das Wort: „Die niedliche kleine Krabbe von damals ist ein bißchen gewachsen, sie ist beinahe so groß wie Sie, Herr Landrichter, ich kann sie Ihnen sofort vorführen," dann nahm sie mich bei der Hand und stellte mich vor mit der Grandezza eines Zeremonienmeisters.

Ich fand die Situation nicht so komisch wie die anderen. Ja, das war er, der gräßliche Primaner. Blitzschnell glitten meine Gedanken durch Jahre zurück, und ich sah ihn wieder vor mir, den langen, hageren Menschen. Ich hatte mich doch einst in meinem Kinderherzen durch seine Schuld recht unglücklich gefühlt. Es war eine Art Genugtuung, wenn ich ihn jetzt mit eisig kalter Miene musterte, und unwillkürlich kam es von meinen Lippen: „Das war kein Heldenstück, Oktavio."

Und er? Zuerst machte ihn diese ungewöhnliche Anknüpfung furchtbar verlegen, und er stammelte nur unverständliche Entschuldigungen. Als er aber merkte, daß fast die ganze Gesellschaft nur auf uns achtete, faßte er sich bald und zog sich sehr gewandt aus der Affäre.

Den Rest des Abends widmete er sich ausschließlich mir. Und er sprach so nett und sah so stattlich aus, daß von meinem alten Haß auch nicht ein Fünkchen übrig blieb.

Als ich aufbrach, erbat er die Erlaubnis, mich zu meinem Wagen begleiten zu dürfen.

Sehr bald machte er Besuch bei uns und versäumte überhaupt keine Gelegenheit, sich mir zu nähern. Auch der Zufall kam ihm zu Hilfe, wir wurden mehrmals zusammen eingeladen.

Ich merkte bald, daß die Sache ernst wurde, und da wir beide sogenannte gute Partien waren, gab es eigentlich kein Hindernis, höchstens, daß meine ganze Verwandtschaft schrie, wir wären vollständig füreinander geschaffen, was wiederum meinen Oppositionsgeist erweckte, so daß ich nach Gegengründen suchte, aber vergebens, und so gab ich zu, daß man recht hatte.

So hielt denn eines schönen Tages der Landrichter Müller bei Mama feierlich um meine Hand an, vier Monate später waren wir Mann und Frau. Es gab keine Grete Maus mehr.

Ich wüßte in meiner Ehe keinen Augenblick, der mich nicht vollkommen glücklich gefunden hätte, und mein Mann strahlt meistens vor Zufriedenheit, dabei sind wir schon beinahe acht Jahre verheiratet.

Ich hätte es nie glauben können, daß ich dieser verwünschten und gefürchteten Tiergartenecke mein Lebensglück verdanken würde.

An all diese alten Geschichten mußte ich heute denken, als mich meine siebenjährige Tochter fragte: „Du, Mutti, ist das wahr? Tante Hilde sagt: Du bist eine geborene Maus."

Ein neuer Aermel-Effekt. Der herabhängende Glockenärmel, der in eleganteren Manschette zusammengerafft ist und darunter noch eine Spitzenmanschette über die Hand hat, ist etwas sehr neues und gibt einem sonst einfachen Kleide eine gewisse Eleganz. Diese Tatsache ist in dem hier abgebildeten Kleide aus rotem Crepe de Chine ersichtlich. Der Aermel ist in einem großen Armausschnitt eingesetzt, der einen Vorstoß zeigt. Der Schulterteil hat ebenfalls einen Vorstoß und ist mit kleinen überzogenen Knöpfen eingefaßt — ebenfalls etwas modernes. Die Taille kreuzt sich unter einem verlängerten „Tab", das sich bis über den Gürtel erstreckt. Dieses „Tab" und die Kante des Rockes sind mit „corded tubing" aus dem Crepe de Chine garniert. Ein Chemisette aus dünner schweizer Stickerei ist über ein Joch aus weißem Net gelegt; schwarze Knöpfe vervollständigen das Kostüm.

Selbstgeschaffene Lasten.

Eine alte lustig-traurige Anekdote erzählt uns eine lehrreiche Geschichte, wie ein Mann, der gar keine Sorgen hatte, durch eine Kleinigkeit überschuldeter Besitzer eines prachtvollen Hauses geworden war.

Der Mann bekam nämlich eines Tages eine wunderschöne Türklinke zum Geschenk. Er konnte sich nicht entschließen, diese Türklinke einfach liegen zu lassen oder sie an seiner sehr einfachen Wohnungstür anzubringen. Nun entwickelten sich in logischer Folge die weiteren Vorgänge: Zu der schönen Klinke bedurfte er einer schönen Tür; die schöne Tür brauchte eine passende Umgebung, also eine schöne Wohnung mit schöner Einrichtung; die schöne Wohnung jedoch konnte nur in einem schönen Hause sein. Also war die Türklinke die Ursache zu einem neuen großen Hause. Es wurde gebaut, eingerichtet, die schöne Klinke prangte in vollem Glanz . . . Da aber der Mann zu wenig Geld besaß und alles auf Borg hatte anfertigen lassen, geriet er in so große Schulden, daß er sie zeitlebens nicht tilgen konnte.

Die geehrten Leserinnen und Leser werden diese Geschichte für eine krasse Unwahrheit oder Unwahrscheinlichkeit halten. Sie ist aber doch wahr, denn sie passiert fast alle Tage, wenn auch nicht mit der Entwicklung von der Klinke bis zum Palast.

Da ist folgender wahrer Fall: Ein junges Ehepaar, dessen Einkünfte sehr mäßig sind, erhielt einen großen, einen sehr großen Teppich, der den Boden eines Saales bedecken sollte, als Geschenk. Das ganze Denken der jungen Frau ging nun dahin, ihre Wohnung mit diesem Teppich zu schmücken. Es wurde also eine Wohnung gesucht, die einen großen Saal hatte, sie ward nach vieler Mühe, weit entfernt vom Bureau des jungen Ehemannes, gefunden, und man zog ein. Die Wohnung war sehr teuer, und man mußte sich große Entbehrungen auferlegen. Aber der Teppich erglänzte in dem nie benutzten Saal. Jahre gingen darüber hinweg. Die Wohnung wurde wiederholt gewechselt, aber immer mußte der Teppichsaal dabei sein. So schleppte das Ehepaar die Last eines Geschenkes durch das Leben, eine Last, die Sorgen und Entbehrungen und Opfer forderte und dafür wenig Freude brachte.

Steht nun etwa dieser Fall vereinzelt da? Nein, in allen möglichen Formen kommt er immer vor.

Ein junger Mann, der sorglos als Kostgänger wohnt, oder ein alleinstehendes Mädchen, das in einer Pension lebt, erbt von irgendeinem Verwandten ein paar stark gebrauchte Möbel. Verkaufen? Das ist gegen die Pietät. Auf den Mietspeicher stellen lassen, ist zu kostspielig. Also wird eine kleine Wohnung gemietet, nur der alten Möbel wegen, und nun schleppt man die Sorge und die Last, eine Wohnung in Stand zu halten, tagaus tagein mit sich.

Aber auch fast jeder größere ältere Haushalt zeigt uns, wie wir uns ganz und gar daran gewöhnen, Lasten mit uns zu schleppen, die völlig überflüssig sind. Kommt es zu einem Wohnungsumzug, so sehen wir so recht, wie viel unbrauchbare Dinge wir besitzen. Vieles ist in die Rumpelkammer gekommen in der Voraussetzung, daß man dies oder jenes noch einmal brauchen und benutzen würde. Aber nie kommt der Moment, da man etwas davon braucht. Und ist der Tag des Umzuges hereingebrochen, so schleppt man die Rumpelkammer mit sich, um in der neuen Wohnung die Zahl der unbrauchbaren Dinge noch weiterhin zu vermehren.

Wozu schleppen wir sie mit uns, warum bürden wir uns diese Lasten auf? Aus Gewohnheit, aus Gründen, die wir gar nicht kennen. Aber wir sollten diese Lasten abschütteln. Abschütteln wie alte Gedanken, die uns quälen. Wie wir zur Arbeit freien Kopf und freies Herz brauchen, so brauchen wir um uns freie Bewegung. Und wir erreichen sie, indem wir alles beseitigen, was wir sonst als Last mitschleppen!

Franz Liszt über Feuerbestattung.

Es dürfte vielen nicht bekannt sein, daß Franz Liszt trotz seiner Strenggläubigkeit und Frömmigkeit ein heftiger Gegner der Erdbestattung war, dagegen aber ein eifriger Verteidiger der Leichenverbrennung. Der aristokratische Künstler Graf Geza Zichy, der in inniger Freundschaft mit dem geistvollen Abbé verbunden war und als dessen größte und bewunderungswürdigste Eigenschaft nicht die Künstlerschaft in ihm, sondern die Größe seiner Seele und seine Güte und Nachsicht verehrte, erzählt darüber gelegentlich eines Besuches bei Liszt folgendes:

„Liszts Diener meldete uns den Tod eines Bekannten. Der Meister wurde ernst. Dann sagte er: Ja, das ist das größte Problem, das prometheische Rätsel, das nur der Glaube lösen kann. Die letzte Szene unserer Lebenstragödie finde ich gar so empörend. Die Verwesung ist ekelhaft. Ich traue mich es kaum auszusprechen, da meine kirchliche Obrigkeit mich verurteilen würde, und doch wünschte ich, daß man meinen Körper verbrennen möchte. Wir sind das uns und unseren Mitmenschen schuldig. Wenn wir anständig gelebt haben, so sollen wir auch anständig vernichtet werden!"

— Berechtigter Vorwurf. „Wann denkst du eigentlich daran, mal etwas zu sparen, so oft ich dich anpumpen will, hast du nichts."

— Schüttelreim. Wie wird der junge Meier stark, — Seitdem er wohnt in Steiermark.